



Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

nur oratorische Leistung?

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

schägt. Die Deutschen enthüllen sich am Ende als das auserwählte Volk höchster Beredsamkeit; zu Beginn ist es, als sei kein Volk derart einsamem Sinnen geneigt und daher minder zu Rede befähigt. Wird da nicht nach altem Brauch der Sophistik die schwache Sache zur Stärken gemacht? Allein Müller spielt gerade hier mit aufgedeckten Karten. Diesen einen Griff des Redners erläutert und rechtfertigt er ausführlich. Als ob er Zacharias Werner vor Augen hätte, meldet er von der Macht des Redners, der sich selbst zuerst aufs schärfste anklagt, um dadurch desto stärker zu überzeugen. (Werner, der von Müller wenig freundlich gewertet wurde, kam erst 1814 als Prediger nach Wien.)

Was nachgewiesen werden sollte, war nicht Tatsache, ruhte schier nur auf einer Hoffnung. Sie hat sich nachmals bestätigt. Als Deutschland endlich ein Parlament erhielt, traten wirklich die großen deutschen Redner ans Tageslicht, die von Müller vorausgesagt worden waren. Forderte indes Müller nicht viel Vertrauen von seinen Hörern, wenn er sich so zuversichtlich als Geher aufspielte? Lag nicht nahe, solcher Redekunst nachzusagen, sie wisse alles zu beweisen? Und war das nicht Sophistik?

„Nur als oratorische Leistung darf man Müllers Argumentation beurteilen“, sagt Carl Schmitt (*Politische Romantik*, 2. Aufl. G. 191). Ich möchte dieses überscharfe Wort etwas mildern: Müllers Argumentation ist zuweilen nur oratorische Leistung. Das erwies sich auch in der Zergliederung seiner Arbeiten über Ästhetisches. Es erwies sich am schlimmsten, wenn im Schwung der Rede sich Begriffsgegensätze inhaltlich verschoben; vollends wenn Begriffe, die durch Müller einen neuen Inhalt gewannen, unversehens in ihrem altüblichen Sinn auftauchten, in nächster Nähe der neuen Grundbegriffe Müllers, und ohne daß der Redner, vielmehr der Schreiber sich einer Unfolgerichtigkeit bewußt wurde oder gar den andern Sinn hervorhob, den das Wort an der Stelle hatte. Besonders der Begriff „dramatisch“ erscheint in buntem Wechsel und ohne Warnungstafel bald in üblichem Sinn, bald im ungewöhnlichen Sinn Müllers. Gens warf mit Recht dem Freunde (S. 130 f.) Mangel an Sorgfalt bei der Abfassung der Vorlesungen vor.

Überhaupt sind diese gegensätzlichen Grundbegriffe, die sich nach Müllers Lehre vom Gegensatz dialektisch zu einer höhern Einheit verbinden, durch ihre Übermenge seinem Schrifttum sehr gefährlich geworden. Er heßt sie zu Tode, wenn auch dabei mancher Gewinn abfällt. Wieder einmal übersah ein Denker, um wieviel mehr die Hälfte ist als

das Ganze. Solche Grundbegriffe wollen mit sorgsamer Hand geprägt werden. Wölfflin bot seine Grundbegriffe nach langjähriger Erprobung als Ergebnis eines unablässig tätigen Forschens. (Daß auch Wölfflin nicht alle Gefahren mied, die bei solcher Begriffsbildung drohen, ist nicht zu bestreiten; ich selbst suchte das zu zeigen.) Müller aber hat für jeden Gegenstand neue Grundbegriffe bereit. Sie sinken dadurch von vornherein zu Leitmotiven des Redners herab, als wären sie nur für die einzelne Redefolge da; wirklich hatten sie kein Nachleben, kaum bei Müller selbst. Carl Schmitt spricht im Hinblick auf Müllers gesamte Schriftstellerei von einer „hochromantischen“ Aufstellung und Vermengung aller möglichen Gegensätze (S. 191). (Ob sie hochromantisch ist, wäre zu erwägen. Sie berührt sich ohne Zweifel mit Neigungen F. Schlegels oder Hardenbergs. Allein vor allem F. Schlegel schuf Gegensätze von Grundbegriffen, die sich als dauerhaft erwiesen.) Schmitt führt eine lange Reihe solcher Gegensatzpaare vor: Mann und Weib, Stadt und Land, Adel und Bürgertum, Oberhaus und Unterhaus, Leib und Seele, Person und Sache usw. Die Liste wäre aus den Schriften über Ästhetisches noch beträchtlich zu ergänzen. Schmitt fügt hinzu: „Sie werden vertauscht, bald als parallele Kontraste, bald als Gegensätze, bald als Identitäten behandelt, und bleiben immer nur Töne und Akkorde, die sich mischen, kontrastieren oder harmonieren, je nach dem oratorischen Effekt im einzelnen Falle.“ Schmitt bringt einen überzeugenden Beleg, der vor allem den Grundzug Müllers erweist, im Augenblick einen Gegensatz für mehr oder minder bildhafte Deutung eines andern Gegensatzes sich zurechtzulegen; dabei ist der vergleichsweise verwertete Gegensatz im Dienst des Einfalls zurechtgemodelt. Ein Unbefangener würde diesen zweiten Gegensatz anders sehen als Müller. Müller selbst sieht ihn so, weil er den zweiten Gegensatz, der den ersten erklären soll, nur von der Seite des ersten nimmt. So bringt Dichtung Vergleiche und Gleichnisse; auch sie sagt von dem Gegenstand, der als mehr oder minder Gleiches herangeholt wird, wesentlich nur, was für den Gegenstand, der durch den Vergleich erläutert werden soll, taugt. Müllers Grundbegriffe gehören zum guten Teil in das Gebiet des Metaphorischen.

Zum guten Teil. Meine Zergliederung hat gezeigt, daß zuweilen auch Wertvolleres ersteht. Es gibt Fälle brauchbarer wechselseitiger Erhellung. Fraglich bleibt dann nur, ob gerade die Worte, die von Müller zur Bezeichnung der Gegensätze verwertet werden, ersprießlich und notwendig sind. Ob nicht vorhandene Wortgegensätze ge-

nügt, ja Besseres geboten hätten. Träte die alte Bezeichnungsweise auf, würde sie nicht dauernd durch eine Fülle neuer Bezeichnungen ersetzt, so käme der Eindruck nicht oder weniger zustande, daß wir ein geschicktes Ballspiel mit Begriffen staunend erleben, staunend, aber auch voll Zweifel.

Unnötig ist, ausdrücklich zu erklären, wie weit durch solche Neigungen Müller von Hegel sich entfernt, von der Dialektik auch, die vorher bei Schiller sich findet; dann von dem Arbeiten mit Polaritäten, wie es im Geistesbund mit Goethe von Schelling geübt wird. Am gefährlichsten für Müller wird seine taschenspielerartige Gewandtheit im Verwerten von Begriffsgegensätzen dort, wo der eigentliche und höchste Zweck der Dialektik und des Begriffs Polarität erreicht werden soll. Triadisch geht es weiter von Satz zu Gegensatz und dann zur Verbindung der Gegensätze. Die Synthesis von These und Antithese ruht auf schwachem Grund, wenn These und Antithese unscharf umrissen sind. Letztes Ziel Müllers ist „vermittelnde Kritik“. Ihr zuliebe treibt er das Spiel der Gegensätze. Sie soll doch die These und die Antithese zur Synthese zusammenballen und dadurch das Eigenrecht von These und Antithese erweisen. Da jedoch volle Strenge der Begriffsbestimmung von These und Antithese nur selten erreicht ist, kommt der Aufbau der Synthese ins Wanken. Aus angeblich strenger Logik des Bewertens wird ein Relativismus, der schlecht hin nach Bedarf und Geschmack allem Gerechtigkeit widerfahren läßt. Müller gelangt dahin, wo Betrachtung von Kunst am Ende des 19. Jahrhunderts stand. Schon bei der Erörterung des Begriffs der vermittelnden Kritik in den Vorlesungen über deutsche Wissenschaft kündigte sich das an. Nicht scharferfaßte Begriffe, sondern geistige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit entscheiden. Das Ideal des Kritikers wird wie um 1900 der recht freie und gebildete Mensch, der sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen kann, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade. Das Lyceumfragment 55, das ich hier anführe, gilt längst als wichtigstes Zeugnis für das Proteische der Romantik. Müller wahrt sich die Rechte eines romantischen Proteus mit um so mehr Geschick, als ihm dabei sein rednerhaftes Ballspiel mit Begriffen zu Hilfe kommt. Es erlaubt ihm, von Fall zu Fall die Begriffe zu schaffen und zu nutzen. Hier ist der Okkasionalismus wirklich unverkennbar, den der Romantik und Müller ihr scharfer Kritiker Carl Schmitt zubilligt.